

Leseprobe aus:
John Berger
Ein Geschenk für Rosa

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© © Carl Hanser Verlag München 2018

HANSER

Edition Akzente

John Berger
Ein Geschenk für Rosa

Aus dem Englischen
von Hans Jürgen Balmes

Carl Hanser Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel *Confabulations* bei Penguin in London.
The Red Tenda of Bologna erschien 2007,
illustriert von Paul Davis, bei Drawbridge Books in London.

I. Auflage 2018

ISBN 978-3-446-25829-7

© John Berger 2016

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2018 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München,

Motiv: © @Andrew Malone, Small Spring Bird Matchboxes

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Angelika Kudella, Köln

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Inhalt

Selbstporträt	7
Ein Geschenk für Rosa	11
Unverschämt	21
Einige Anmerkungen über die Kunst zu fallen	25
<i>Et in Arcadia ego</i>	35
Über Wachsamkeit	47
Ein Treffpunkt	51
La lalala lalala la	55
Einige Anmerkungen über das Lied	63
Silberstücke	85
Wie man einem Zustand der Vergesslichkeit widersteht	91
Die roten <i>tenda</i> von Bologna	99
Nachbemerkung	129
Literaturnachweise	133
Bildnachweise	135

Selbstporträt

Ich schreibe seit über achtzig Jahren. Zuerst Briefe, dann Gedichte, Reden, später Geschichten, Aufsätze und Bücher, nun diese Skizze.

Für mich gehört Schreiben zum Leben; es hilft mir, einen Sinn zu entdecken und weiterzumachen. Aber das Schreiben ist für mich ein Ableger von etwas Verborgenen und Allgemeinem – von unserer Beziehung zur Sprache als solcher. Und von Sprache soll diese Skizze handeln.

Beginnen wir damit, das Übersetzen von einer Sprache in eine andere zu betrachten. Dabei denke ich nicht an technische Übersetzungen, davon gibt es viele, sondern an literarische: die Übertragung von Texten, in denen es wirklich um eine individuelle menschliche Erfahrung geht.

Normalerweise stellt man sich das so vor, dass ein oder mehrere Übersetzer Worte auf einem Blatt Papier studieren, um sie dann auf einem anderen Blatt in einer anderen Sprache wiederzugeben. Das bedeutet, dass man zunächst eine sogenannte Wort-für-Wort-Übersetzung anfertigt, den neuen Text dann den linguistischen und grammatischen Regeln der anderen Sprache anpasst und ihn schließlich weiter bearbeitet, damit er die »Stimme« des Originals wiedergibt. Viele, vielleicht sogar die meisten Übersetzungen werden so gemacht, die Ergebnisse erfüllen den Zweck, sind aber meist zweitrangig.

Weshalb? Eine richtige Übersetzung ist kein zweigleisiges Ding, sondern eine Dreiecksaffäre. Das Dritte ist das, was vor

deren Niederschrift hinter den Worten des Originals liegt. Eine wahre Übersetzung verlangt nach einer Rückkehr ins Vorsprachliche.

*

Wir kommen immer wieder auf die Worte des Originals zurück, um sie zu durchdringen und die Einsicht oder Erfahrung, die sie hervorgerufen haben, zu berühren. Wir sammeln alles, was wir finden, nehmen dieses zitternde, beinahe wortlose »Etwas« und platzieren es hinter die Sprache, in die es übersetzt werden soll. Und nun besteht die Aufgabe darin, die Gastsprache dazu zu bringen, dieses »Etwas«, das darauf wartet, in der anderen Sprache zu Wort zu kommen, willkommen zu heißen und es aufzunehmen.

Dieses Verfahren erinnert uns daran, dass eine Sprache nicht auf ein Verzeichnis von Wörtern und Ausdrücken reduziert werden kann. Noch ist sie einfach ein Speicher für die in ihr verfassten Werke.

Eine gesprochene Sprache hat einen Körper, sie ist ein lebendiges Geschöpf, dessen Physiognomie aus Worten besteht und dessen Organe linguistisch miteinander verbunden sind. Und das Zuhause dieses Geschöpfs ist zugleich das Ausgesprochene wie das Unausgesprochene.

*

Betrachten wir den Begriff »Muttersprache«. Im Russischen heißt sie *Rodnoi-yazyk*, die nächste oder liebste Zunge, fast könnte man »Lieblingszunge« sagen.

Die »Mutterzunge« – so heißt es im Englischen – ist das, was ein Kind als Erstes aus dem Mund der Mutter vernimmt. Das ist logisch, aber ich erwähne es, denn das sprachliche Geschöpf, das ich beschreiben möchte, ist zweifellos weiblich.

Ich stelle mir seine Mitte als eine phonetische Gebärmutter vor.

In einer Muttersprache sind alle anderen Muttersprachen enthalten. Oder um es anders auszudrücken – eine Muttersprache ist universell.

Noam Chomsky hat meisterhaft gezeigt, dass alle Sprachen – und nicht nur die aus Worten – bestimmte Strukturen und Prozesse miteinander gemeinsam haben. Demnach ist die Muttersprache mit anderen, nonverbalen Sprachen verwandt (und reimt sich auf sie?) – nonverbale Sprachen wie jene aus Zeichen, Gebräuchen oder der Anordnung im Raum.

Wenn ich zeichne, versuche ich den *Text* von Erscheinungen aufzudröseln und zu transkribieren – einen Text, der schon, da bin ich mir sicher, einen nicht in Worte zu fassenden, aber festen Platz in meiner Mutterzunge hat.

Worte, Ausdrücke, ja ganze Sätze können von ihrem jeweiligen sprachlichen Geschöpf losgelöst werden und als bloße



Etiketten verwendet werden. Sie werden dann starr und leer. Der um sich greifende Gebrauch von Akronymen ist dafür ein einfaches Beispiel. Der momentan vorherrschende politische Diskurs besteht aus solchen Worten, aus vom Geschöpf der Sprache getrennten, starren, leeren und toten Hülsen. Solch totes Wort-Geklaube löscht die Erinnerung aus und gebiert eine erbarmungslose Nachlässigkeit.

*

All die Jahre über hat mich eine Ahnung zum Schreiben angetrieben, dass etwas erzählt werden muss, das, falls ich es nicht versuche, unerzählt bleiben wird. Folglich sehe ich mich nicht so sehr als professioneller Schriftsteller, sondern eher als Mittler, als ein Lückenbüsser.

Nachdem ich ein paar Zeilen niedergeschrieben habe, lasse ich die Worte zu diesem Geschöpf zurückschlüpfen. Dort werden sie augenblicklich von einer Schar anderer Worte begrüßt und erkannt, zu denen sie in Hinsicht auf Bedeutung, Metaphorik, Alliteration und Rhythmus eine Affinität besitzen. Ich lausche auf ihr Konferieren. Sie stellen den Gebrauch, den ich von ihnen mache, auf die Probe und stellen die Rollen, die ich ihnen zuschreibe, infrage.

Und so überarbeite ich die Zeilen, tausche ein Wort oder zwei und lege alles wieder vor. Und wieder wird beratschlagt.

Und so geht es weiter und weiter, bis sich mit leisem Murmeln eine vorläufige Zustimmung andeutet. Dann gehe ich zum nächsten Absatz weiter.

Und erneut wird konferiert ...

Die anderen mögen mich als Schriftsteller hierhin oder dorthin stellen, aber du weißt schon, wessen Mutter Kind ich bin. *This son of a bitch.*

Ein Geschenk für Rosa

Rosa! Ich kenne dich von Kindheit an. Und nun bin ich doppelt so alt wie du, als man dich im Januar 1919 totschrug, ein paar Monate nachdem du und Karl Liebknecht etwas gegründet hattet, aus dem einmal die Kommunistische Partei Deutschlands werden sollte.

Oft, wenn ich lese, und manchmal, wenn ich etwas zu schreiben versuche, tauchst du auf der Seite Papier auf, um dich mit einem Lächeln und einem kurzen Kopfschütteln zu mir zu gesellen. Kein einziges Blatt und keine einzige der Gefängniszellen, in die man dich wieder und wieder steckte, konnten dich je im Zaum halten.

Ich möchte dir gern etwas schicken. Bevor ich dieses etwas jedoch erhielt, befand es sich in der Stadt Zamość im



Südosten Polens – in deiner Geburtsstadt, wo dein Vater Holzhändler gewesen war. Die Verbindung zu dir aber ist nicht ganz so einfach.

Das besagte Etwas gehörte Janine, einer polnischen Freundin von mir. Sie lebte allein für sich: nicht an dem eleganten Rathausplatz wie du in deinen ersten Lebensjahren, sondern in einem kleinen Haus in einem Vorort am Rand der Stadt.

Ihr ganzes Haus, wie auch ihr winziger Garten, stand voller Topfpflanzen. Sogar auf dem Boden ihres Schlafzimmers standen Töpfe. Und nichts tat sie lieber, als einem Besucher mit dem Zeigefinger ihrer älteren Arbeiterinnenhand die Besonderheit einer jeden einzelnen Pflanze aufzuzeigen. Die Pflanzen leisteten ihr Gesellschaft. Sie tuschelte und witzelte mit ihnen.

Obwohl ich kein Polnisch spreche, gibt es in ganz Europa kein Land, in dem ich mich so sehr zu Hause fühle. Die Polen und ich, wir haben die gleichen Prioritäten. Macht kann sie meistens nicht weiter beeindrucken, denn sie mussten diesen Mist in fast jeder erdenklichen Form über sich ergehen lassen. Sie sind Experten in der Kunst, Hindernisse zu umgehen. Um zu überleben, erfinden sie unentwegt neue Kniffe. Sie respektieren Geheimnisse. Sie haben ein gutes Gedächtnis. Sie machen aus wilden Kräutern Sauerampfersuppe. Sie haben es gern lustig.

In einem deiner zornigen Gefängnisbriefe sagtest du etwas Ähnliches. Selbstmitleid konntest du nicht ausstehen, und einer sich beklagenden Freundin hast du geantwortet: »Mensch sein ist vor allem die Hauptsache. Und das heißt: fest und klar und *heiter* sein, ja, heiter trotz alledem und alledem, denn das Heulen ist Geschäft der Schwäche. Mensch sein, heißt sein ganzes Leben »auf des Schicksals große Waa-

ge< freudig hinwerfen, wenn's sein muss, sich zugleich aber an jedem hellen Tag und jeder schönen Wolke freuen ...»

In den letzten Jahren entstand in Polen ein neuer Beruf, und jeden, der ihn ausübt, nennt man *stacz*, was »an die Stelle rücken« bedeutet. Man bezahlt einen Mann oder eine Frau dafür, dass er oder sie sich in einer Schlange anstellt (meistens sind die wirklich lang), und in dem Moment, wo der *stacz* fast an der Spitze der Schlange steht, tauscht man die Plätze. Anstellen muss man sich für alles Mögliche: Nahrung, Küchengeräte, eine Genehmigung, eine Gebührenmarke für einen Ausweis, Zucker, Gummistiefel ...

Unentwegt erfinden sie eine neue List.

In den frühen Siebzigern entschied sich meine Freundin Janine, in den Zug zu steigen und nach Moskau zu fahren, wie es einige ihrer Nachbarn bereits getan hatten. Der Entschluss fiel ihr nicht leicht. Nur ein, zwei Jahre zuvor hatte es ein Massaker in Gdańsk, in Danzig, gegeben, und auch in anderen Häfen waren Hunderte von streikenden Werftarbeitern auf Moskauer Befehl hin von der polnischen Armee und Polizei niedergeschossen worden.

Das hast du vorausgesehen, Rosa, diese dem bolschewistischen Verhalten innewohnende Gefahr, gegen jede Vernunft zu handeln; schon 1918 schriebst du in deinem Kommentar zur Russischen Revolution: »Freiheit nur für die Anhänger der Regierung, nur für Mitglieder einer Partei – mögen sie noch so zahlreich sein – ist keine Freiheit. Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden. Nicht wegen des Fanatismus der ›Gerechtigkeit‹, sondern weil all das Belehrende, Heilsame und Reinigende der politischen Freiheit an diesem Wesen hängt und seine Wirkung versagt, wenn die ›Freiheit‹ zum Privilegium wird.«

Janine stieg in den Zug nach Moskau, um Gold zu kaufen,

das dort um ein Drittel billiger war als in Polen. Irgendwo vor dem Belorusskij-Bahnhof stieß sie auf eine Seitenstraße, wo, wie beschrieben, Schmuckhändler ihre Ringe feilboten. Es gab bereits eine lange Schlange von »Fremden«, alles Frauen, die darauf warteten, etwas kaufen zu können. Um der lieben Ordnung willen hatte jede der Frauen auf den Handteller mit Kreide eine Nummer gemalt, die ihren genauen Platz in der Schlange angab. Dafür sorgte ein Polizist. Als Janine schließlich mit ihren abgezählten Rubeln am Tresen stand, kaufte sie drei Ringe.

Auf dem Rückweg zum Bahnhof fiel ihr das Ding auf, das ich dir, Rosa, schicken will. Sie bezahlte nur 60 Kopeken dafür. Es war ihr ins Auge gesprungen, und aus einer Laune heraus kaufte sie es. Es würde mit ihren Pflanzen tuscheln.

Auf dem Bahnhof musste sie lange auf den Zug nach Hause warten. Du kennst diese russischen Bahnhöfe, Rosa, die zu Lagern aus ewig wartenden Passagieren werden. Janine streifte einen Ring über den kleinen Finger der Linken, die beiden anderen verbarg sie an einem intimeren Ort. Als der Zug einfuhr, kletterte sie hinein, und ein Soldat bot ihr einen Eckplatz an; erleichtert seufzte sie, so würde sie etwas Schlaf finden. An der Grenze ging alles reibungslos.

In Zamość verkaufte sie die Ringe doppelt so teuer, als sie sie erstanden hatte, und sie waren damit immer noch billiger als alle, die man in einem polnischen Laden hätte kaufen können. Nach Abzug der Fahrkarte hatte Janine einen kleinen Gewinn gemacht.

Das Ding, das ich dir schicken möchte, stellte sie auf die Küchenfensterbank.

»Tatsächlich zielt eine *Enzyklopädie* darauf ab, die auf der Erdoberfläche verstreuten Kenntnisse zu sammeln, das allgemeine System dieser Kenntnisse den Menschen darzule-

gen, mit denen wir zusammenleben, und es den nach uns kommenden Menschen zu überliefern, damit die Arbeit der vergangenen Jahrhunderte nicht nutzlos für die kommenden Jahrhunderte gewesen sei; damit unsere Enkel nicht nur gebildeter, sondern gleichzeitig auch tugendhafter und glücklicher werden ...«

Mit diesen Worten erklärte Diderot 1750 die von ihm mitinitiierte Enzyklopädie.

Der Gegenstand auf Janines Fensterbrett hatte etwas Enzyklopädisches an sich. Es ist eine schmale Kartonschachtel von der Größe eines Taschenbuchs. Auf dem Deckel ist der kolorierte Stich eines Halsbandschnäppers zu sehen, darunter steht auf Kyrillisch: *Singvögel*.

Öffne den Deckel. Innen befinden sich drei Reihen zu je sechs Streichholzschachteln. Jede Schachtel trägt ein Etikett mit dem farbigen Druck eines anderen Singvogels. Achtzehn verschiedene Sänger. Unter jedem Bild steht in kleiner Schrift der jeweilige russische Name. Du, die du deinen Zorn auf Russisch, Deutsch oder Polnisch niederschreiben konntest, hättest das lesen können. Ich kann es nicht. Mit meinen bloß ungefähren Erinnerungen an gelegentliches Vogelbeobachten kann ich nur raten.

Die Genugtuung, mit der man einen lebendigen Vogel, der über einen hinwegflattert oder vor einem in der Hecke verschwindet, benennen kann, hat etwas Merkwürdiges, nicht wahr? Es bringt eine augenblickliche Vertrautheit mit sich, als ob man in dem verwirrenden Getöse der Welt einen Vogel im Moment des Wiedererkennens direkt ansprechen würde, und zwar mit seinem Spitznamen. Bachstelze, Bachstelze!

Von den achtzehn Vögeln auf den Schildchen kenne ich vielleicht fünf.

In den Schachteln stecken Streichhölzer mit grünen Köp-

fen. Sechzig pro Schachtel. Genauso viele, wie die Minute Sekunden und die Stunde Minuten hat. Jedes eine potenzielle Flamme.

»Die moderne proletarische Klasse«, schriebst du, »führt ihren Kampf nicht nach irgendeinem fertigen, in einem Buch, in einer Theorie niedergelegten Schema; der moderne Arbeiterkampf ist ein Stück in der Geschichte, ein Stück der Sozialentwicklung, und mitten in der Geschichte, mitten in der Entwicklung, mitten im Kampf lernen wir, wie wir kämpfen müssen.«

Auf dem Deckel der Kartonschachtel steht eine kurze Erklärung für die sowjetischen Streichholzsammler (die sogenannten Phillumenisten) der siebziger Jahre.

Diese Notiz gibt folgende Erklärung: In der Geschichte der Evolution gingen die Vögel den Säugetieren voraus, heute zählt man auf der ganzen Welt geschätzt 5000 Arten, in der Sowjetunion leben 400 verschiedene Singvögel, in der Regel singt das Männchen. Tief in der Kehle haben sie besondere Stimmbänder ausgebildet, meist nisten sie im Unterholz, auf Bäumen oder auf der Erde, für die Landwirtschaft sind sie eine große Hilfe, denn sie fressen und eliminieren ganze Heerscharen von Insekten. Vor kurzem wurden in abgelegenen Landstrichen der Sowjetunion drei neue Arten von singenden Spatzen entdeckt.

Janine stellte den Karton in der Küche auf das Fensterbrett. Sie erfreute sich an ihm, und im Winter erinnerte er sie an den Gesang der Vögel.

Als man dich wegen deines entschiedenen Protests gegen den Ersten Weltkrieg ins Gefängnis steckte, hörtest du oft eine Blaumeise: »Sie hielt sich auch zuerst immer in der Nähe meiner Fenster, kam mit den anderen zum Futter und sang fleißig ihr drolliges ›Zizi-bä‹, aber so ganz gedehnt, dass es